

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Derartige Feste im Stift gehörten, wie man mir sagte, zu den beliebtesten und amüsantesten im Fürstenthum und von den Geladenen fehlte nie Jemand, ja Alt und Jung freute sich darauf. Einige freuten sich sogar schon, wenn eine der Stiftsdamen mit Tode abging, indem ihr Sterben binnen Jahresfrist die Aufschwörung eines andern Fräuleins zur Folge hatte. Hochzeiten waren, wie bereits erwähnt, seltene Fälle in Tannenberg und Fräulein Agnes war nicht wenig stolz dem Stifte dieses außergewöhnliche Ereigniß zu bereiten. Seit sie und Angelika eingeleidet worden, waren die verschlossenen Prachtgemächer des Fremdenflügels im Stifte nicht benutzt worden. Diese Gesellschaftsräume befanden sich in dem langen Seitenflügel, der mit dem Hauptgebäude in Verbindung stand und welcher zu Tannenbergens Klosterzeit den Nonnen hauptsächlich als Aufenthalt gedient. Im Parterre waren nun mehrere große Säle und eine Reihe schöner Zimmer angelegt, die alle mit alterthümlicher Pracht ausgestattet, ein ebenso hübsches wie getreues Bild vom Geschmack vergangener Zeiten gaben und zugleich von dem Reichthum des Stiftes Zeugniß ablegten. In der

obern Etage waren für das landesherrliche Paar bestimmte Gemächer und eine große Anzahl kleiner Logirzimmer, die in ihrer Form noch an die ehemaligen Klosterzellen mahnten und auch aus jenen Räumen gebildet waren. Zwei solcher ehemaliger Zellen, die aber jetzt wie die andern hübsch und wohnlich ausgestattet worden, waren mir angewiesen und diese Gemächer stießen an den einen Raum, der trotz aller innern und äußern Verwandlungen, die mit Tannenbergern vorgenommen, in seiner ursprünglichen Gestalt geblieben und an dem laut Bestimmung Hildegardes von Kaven, auch nichts verändert werden durfte. Dieser laut Gesetz unantastbare Raum des alten Klosters bestand aus einer kleinen Nonnenzelle mit vergittertem Fenster. Da waren noch die einfach getünchten Wände, einst weiß, jetzt grau und verwittert, mit Spinnenweben bedeckt und an manchen Stellen zerbröckelt; da stand noch das schmale, sargähnliche Lager mit seinen harten, halbvermoderten Kissen und fast in Staub zerfallner Decke, — ein Tisch mit Schale und Krug, von gebranntem Thon, ein Schemel von Eichenholz, den der Lauf der Zeit ebenso geschwärzt, wie das kleine Betpult, über dem eine Decke von zerfetztem schwarzem Sammet mit schmalen Goldfransen hing und auf dem ein altes Gebetbuch mit vergilbten Blättern lag.

Das lebensgroße Bild einer auf Wolken schwebenden Madonna nahm die Hälfte der Seitenwand ein, die dem Lager gegenüber war und reichte von der Erde bis hinauf zur niedern Decke. Seitwärts von

diesem großen Gemälde hing ein kleines Crucifix von Ebenholz und außer der roh ausgearbeiteten Leidensgestalt des dornengekrönten Heilands trug dieses Kreuz auf seiner Rückseite in nur drei Worten noch eine andere tieftraurige Leidensgeschichte. Wahrscheinlich war's die Leidensgeschichte des Herzens, das in dem Raume einst geschlagen und — ausgeschlagen, in dem kleinen Raume jener Zelle ein großes Weh beweint — überwunden oder — bis zu seinem letzten Pulschlage mit dem Schmerze gekämpft! —

Die mit zierlichen, gethischen Buchstaben der Rückseite des Kreuzes eingravirten Worte lauten: „Lebe wohl, Ottolar!“ Derselbe Name stand auch an der Wand zu Häupten des Bettes — da war er aber nicht mit so fester, sicherer Hand der Mauer eingefügt, wie einst dem Holze, sondern jeder Buchstabe verrieth, wie die Finger gezittert haben mußten, als sie mit einer Nadel diesen Namen in die Wand geritz. Vielleicht war der Körper schon von Todeschauern durchbebt, als die Hand das eine Wort geschrieben! — Wer dieser Ottolar gewesen — wer sie war, die den Scheidegruß geschrieben, warum und wann sie getrennt — Alles dunkel und tiefes Geheimniß, über Nichts ein Aufschluß, — nur der Trost: daß das Leiden jenes Herzens, in dem einst wohl leuchtend dieser Name gestanden, längst vorüber, denn mehr als ein Jahrhundert war ja vergangen, daß Tannenbergen ein Nonnenkloster gewesen.

Aus dieser Zelle führte eine geheime Thür, die in der Wand hinter dem Madonnenbilde verborgen, zu einem kleinen Vorplatz und schmaler Wendeltreppe, hinab in engen dunkeln Raum. Dieser hatte bei genauer Nachforschung einen Ausgang nach dem Garten und einen Eingang in ein Cabinet ergeben, welches das letzte der Gemächer im Fremdenflügel war, jedoch bis zu dem Augenblick, wo man durch die geheime Thür dahin gedrungen, von Niemanden entdeckt worden.

Als nun aber dieses Cabinet aufgefunden, blieb auch nicht mehr der Zugang zu dem daran stoßenden Gemache verborgen, sondern man fand sehr bald die dem Tafelwerk der Wand geschickt eingefügte Thür, welche den Raum mit dem Gesellschaftszimmer verband. Ob aber auch gefunden und entdeckt — benutzt wurde das Cabinet ebenso wenig, wie auch nicht das Geringste an seiner äußern Ausstattung verändert, die von der seltsamsten Art. Man war nach dem ersten Blick in diesen verborgnen Raum überzeugt, daß Hildegarde von Raven nur feinetwegen die Nonnenzelle als unantastbar statuiert und dadurch der Entdeckung des sogenann-

ten „schwarzen Cabinets“ am besten vorzubeugen geglaubt. Deshalb blieb den Stiftdamen denn auch der geheime Raum eine ebenso unantastbare Reliquie der Vorzeit, wie die Nonnenzelle und man zeigte Beides künftig nur auf Wunsch der sich für Dergleichen interessirenden Fremden.

Die Wände dieses verborgenen Zimmers waren mit schwarzem Tuch bekleidet und in dichten Falten vereinte sich der düstere Stoff oben an der Decke in zeltartiger Wölbung. Die Fenster waren mit gleichfarbigen Vorhängen versehen und außerdem bis zur Hälfte der obern Scheiben mit schwarzen Marmorplatten belegt. Der Ramin bestand aus Marmor von dieser Farbe; die Möbel waren sämmtlich von Ebenholz mit silbern eingelegten Rändern; sie sahen düster, fargartig aus, doch den unheimlichsten Eindruck machte das mit schwarzen Vorhängen umgebene Bett, das eher einem Katafalle als nächtlicher Ruhestatt gleich. Den Fußboden deckten schwarze Teppiche und sammetne Decken von gleicher Farbe umhüllten auch den hohen Betstuhl von alterthümlicher Form, auf dem außer einem Todtenschädel protestantische Gebetbücher lagen. Das einzig Lichte und Freundliche in dem so seltsam ausgestatteten Cabinet war das lebensgroße und lebensvolle Portrait eines jungen Mannes in glänzender Waffenrüstung. Er schaute so froh, so zuversichtlich aus dem Rahmen, daß man sicher annehmen konnte, seine Umgebung war eine durchaus andere wie die jetzige gewesen, als der Maler seine Züge und Gestalt auf die Leinwand verewigt hatte.

Daß dieses Portrait nicht das „Ottolars,“ ergab sich aus der Jahreszahl, die der einen Ecke beigefügt und welche aus der Zeit war, wo Tannenbergen schon keine Nonnen mehr in seinen Mauern begrub. Wen das Bild aber vorstellte, wer den Versteck in dieser düstern Weise ausgestattet, warum er wie zu einer Todtenfeier hergerichtet war und wer in diesem Sarkophagartigen Raume an dem Betstuhle gebetet — über Alles herrschte dasselbe Dunkel, wie über die Bewohnerin der Nonnenzelle! — Es ließ sich aus Allem nur annehmen, daß auch hier Jemand ebenso, vielleicht noch mehr gelitten, als dort — hier unten wie da oben eine Seele mit dem tiefen Weh des Lebens gerungen, von dem auch sie vielleicht nicht im Leben, sondern auch erst im Tode befreit worden! —

Zu meiner größten Ueberraschung erfuhr ich, daß die Entdeckung dieses schwarzen Zimmers der Neuzeit angehöre, erst vor Kurzem war Fräulein Clarissa von Raven eines Abends heimlich Gräfin Blanka gefolgt,

die — wie es hieß — zu ihrer unbeschreiblichsten Neugier so oft die alte Nonnenzelle aufgesucht und Stunden lang dort geblieben war. Als auch an dem Abend Gräfin Blanka weit über eine Stunde in dem Raume gewesen, hatte Fräulein Clarissa endlich leise die Thür geöffnet, zu ihrem unendlichsten Staunen die Stiftschwester aber nicht in der Zelle gefunden. Während Fräulein Clarissa noch überrascht am Eingang gestanden, war das Madonnenbild plötzlich zur Seite gewichen und Gräfin Blanka aus dem Rahmen hervorgetreten. Erstere hatte Anzeige von der Sache gemacht, Letztere ruhig ihr Erstaunen ausgesprochen, daß Niemand außer ihr den Eingang gekannt, welchen ihr einst ein Zufall offenbart.

Obgleich meine Tante ihren Damen versichert, daß solch verborgener Versteck nichts Ungewöhnliches in alten Häusern und Klöstern sei, hatte dies Gewöhnliche doch Aller Interesse erregt und Tage lang befand sich das ganze Stift an dem verborgnen Orte. Die Neugierde legte sich indessen bald und das schwarze Zimmer blieb nachdem so verödet wie vordem. Ich machte seine Bekanntschaft erst, als ich schon drei Wochen im Stifte, denn Niemand hatte mir davon zu erzählen gewagt, da Alle meinten, die Abtissin sehe es nicht gern, wenn von Dergleichen geredet würde, das Tannenbergen unheimlich oder schauerlich machen könne. Meine Tante zeigte mir den Versteck nun selbst an dem Tage, wo sie im Fremdenflügel beschäftigt, die Einrichtung der Zimmer überwachte, die für Baron Rawen, den Stiftspatron bestimmt waren, der am Abend zuvor zum Erstaunen Aller die Nachricht gesandt: dem Hochzeitsfeste beiwohnen zu wollen. Nachdem meine Tante mir flüchtig das schwarze Zimmer gezeigt, führte sie mich wieder zur Nonnenzelle hinauf, enteilt mir aber dort mit dem Versprechen, gleich zurückzulehren.

„Aber liebe Tante, so vergiß mich doch nicht völlig über die Stuben des alten Baron Rawen, denn es wird wohl ziemlich gleich sein, ob sie Seiden- oder Mullvorhänge bekommen.“

Diese Worte rief ich nach langem Alleinsein und vergeblichem Warten ziemlich ungeduldig in den Corridor hinaus, wo ich endlich die Stimme meiner Tante mit Jemand über Mull- oder Seidengardinen berathen hörte.

Nicht sie kam; doch über die Schwelle humpelte nach wenigen Sekunden an einer Krücke die gewöhnliche Gestalt einer alten verwachsenen Dame, mit halb gutmüthigem, halb boshaftem Gesichte, in der ich sofort

Fräulein Clarissa von Rawen vermuthete. Sie sagte mit kurzem, trockenem Lachen, indem sie sich auf den Rand des Bettes setzte und mir den Schemel seitwärts durch ein Zeichen als Platz anwies:

„Also in „Lebewohl Ottokar“ muß ich Ihnen meinen Bewillkommungsgruß sagen und noch ehe ich ihn ausspreche, Sie schon schelten, daß Sie geheime und tückische Anschläge hegen gegen die geheiligte Person unsers hochhehrwürdigen Stifts patrons, des Reichsfrei- und Kammerherrn Baron von Rawen. O, Kind, Kind, das ist Unrecht, Sünde und Verbrechen und Gott schütze Sie, wenn Monseigneur, der nebenbei gesagt mein Cousin, d. h. Cousin à la mode de Bretagne ist, Ihren höllischen Frevel erfährt, daß Sie es gleich finden, ob die Sonne durch dünne Vorhänge unbehinderten Zutritt in seine Zimmer hat, oder durch Gardinen von Damast von der unverantwortlichen Zudringlichkeit zurückgehalten wird, sein Haupt zu bescheinen.“

Mehr als über die sonderbaren Worte mußte ich über den Gesichtsausdruck und Ton des Dämchens lachen. Als ichs that, machte sie ein noch weit komischeres Gesicht und rief mit gut gespielter Verzweiflung: „Gott, nun lacht sie gar, diese weltliche Person, die uns heiligen Fräuleins wie ein böser Kobold über den Hals geschneit ist!“

„Wie? — ich ein Kobold,“ fragte ich nicht ohne Bestürzung.

„Ja! zweifeln Sie daran? haben Sie denn nicht bereits am ersten Abend das ganze Stift in Aufruhr gebracht?“

„Da hatte ich eine dumme Vision!“ entgegnete ich verlegen.

„Dumme Vision!“ wiederholte sie mit leisem Lachen, „o, Sie sind klug; aber ein Glück war's für Sie,“ fuhr sie flüsternd fort, „daß ich nicht dabei war, ich hätte die unschuldige Ursula, die Sie angeklagt, in Schutz genommen und Sie so lange scharf fixirt, bis Sie gestanden, daß Schwester „Bonifacia“ sich blaue Augen angeschafft und damit forschend hinab in unsern Salon geschaut.“

Nicht allein mit boshaftem, auch mit triumphirendem Ausdruck blickte die Kleine auf mich, die ich meine Verwirrung nicht zu beherrschen vermochte, dann einen gewissen gutmüthigen Ton annehmend, setzte sie hinzu: „Laissons passer“. Diese Geschichte mit den blauen Augen ist meine interessanteste und die sollen Sie zuletzt erfahren, Sie schlaue Hexe.“

„Wie, jetzt nennen Sie mich gar Hexe“

„Sind Sie etwa keine?“ rief sie spöttisch und fuhr, den Kopf tief herabneigend, mit äußerst verbindlichem Tone fort: „Nicht allein Heze, auch Zauberin, denn Sie haben mich Unglückliche und Kranke, die ich schon ohnehin genug zu leiden, völlig von den Liebesberichten unserer glücklichen Braut befreit oder wissen Sie etwa nicht, daß Fräulein Agnes früher ihr reiches Herz in mein armes ausschüttete? Außerdem haben Sie mir den Gefallen gethan, die „rothe“ — nein, ich lüge nicht! — die „blaue Gertrude“ und die „rothe Bianka“ an sich zu fesseln, die sonst in Tagen meiner Krankheit so fest an meinem Lager saßen, wie die Gicht in meinem kranken Knie! Dafür bin ich Ihnen dankbar, will Ihnen, als Zeichen meiner Erkenntlichkeit, von dieser Zelle und dem Zimmer da unten erzählen, von dem doch kein anderer Mensch den Muth hat zu sprechen, nicht einmal unsere heldenmüthige Aebtissin, die selbst dann nicht erschrickt, wenn die schwarzen Augen der Schwester Bonifacia blau werden.“

Ich gab der Dame meine Freude zu erkennen, mir von dem Versteck erzählen zu wollen und bat, zu beginnen; doch statt Dessen rief sie: „Muß mich doch erst vorstellen als Fräulein Clarissa von Raven, entfernte Verwandte des reichsfreiherrlichen Geschlechts der Herren Raven von und zu Ravenstein, welches auf den ihm prophezeiteten Punkt gekommen zu sein scheint: auszusterben. Außerdem muß ich Ihnen sagen, wie ich bedauert, bisher verhindert zu sein, die Richte unserer lebenswürdigen Frau Aebtissin kennen zu lernen. Meine Gicht ist aber so maliciös, sich jetzt immer dann einzustellen, wenn einmal ein Ereigniß die Monotonie unseres stillen Lebens unterbricht, — Gäste nach Tannenbergen kommen, in welchem Falle nicht allein das Essen, sondern auch die Laune jeder Dame sich bessert und Gräfin Blanka, die Einsiedlerin, sich zu Aller Freude völlig abschließt. Diesmal that es mir aber nun ganz besonders leid, krank zu sein, denn als ich hörte, Sie wären jung, lebhaft, da dacht ich gleich, ich müßte nur bald gesund werden, um Ihnen interessante Geschichten von unserm alten Stifte zu erzählen, damit Sie uns nicht sobald verließen. Darum bin ich denn heut, wo ich kaum wieder etwas herumhumpeln konnte, gleich meiner stillen Klause entronnen, Sie etwaigen Anwandlungen von Melancholie zu entreißen und Ihnen die Zeit in dieser bösen Zeit zu kürzen, wo Ihre liebe Tante wie ein Irrwisch durch's Stift jagen muß, um der „Ueberall und Nirgend's“ zu sein.“

Ich dankte Fräulein Clarissa zwar für ihre gute

Absicht, mir interessante Geschichten erzählen zu wollen, versicherte ihr aber auch gleichzeitig, daß ich völlig fern von aller Melancholie wäre.

„So, so,“ sprach sie gelehrt und etwas mißmüthig, dann hat man Ihnen gewiß schon alle Geschichten Tannenbergens erzählt, was eigentlich der alten Clarissa Geschichten sind; doch so wie ich sie vortrage, thut's Niemand, denn die Eine läßt aus Furcht Dieses, die Andere aus Scheu Jenes fort und das ist nicht das Richtige! — Thatsachen müssen treu, Schicksale ohne Uebertünchung und Schminke berichtet werden, man darf daran nicht ausbessern und flicken, Nichts abschneiden und fortwerfen, denn also zugerichtet und zugeschnitten verliert's seine ursprüngliche Gestalt. Wird' jetzt gleich mal sehen, wie man Ihnen die frühern Schicksale einiger unserer Damen berichtet, ob sie unter die Schablone der Alltäglichkeit gelegt und die dunkeln Stellen mit dem hell leuchtenden Mantel der christlichen Liebe bedeckt worden sind. Hören Sie mich an!“

„Mit wessen Schicksal werden Sie denn den Reigen eröffnen, wird's wieder, wie stets, das meinige sein?“ — fragte plötzlich eine tiefe klangvolle Stimme mit großem Ernste, kalter Ruhe und nicht ohne einen Anflug von Ironie.

Fräulein Clarissa fuhr so heftig erschreckt empor, sank so blitzschnell auf ihren Sitz zurück, daß Wolken von Staub vom alten Nonnenlager aufwirbelten und sie in graue Nebelschleier hüllten; auch ich sah mich nicht ohne Bestürzung um, doch um wie viel mehr überraschte mich, was ich erblickte. Das Bild der Madonna war zur Seite geschoben und in dem schmalen Rahmen der verborgenen Thür stand eine hohe, dunkle, stolze und gebietende Erscheinung. Ich erhob mich rasch und grüßte sie tief, während die todtenbleiche Clarissa stöhnend und ächzend ihre kranken Knie rieb.

Die Fremde erwiderte nur flüchtig, aber mit königlichem Anstand meinen Gruß, näherte sich der Leidenden und sagte mit gänzlich veränderter Stimme, sanft und theilnehmend: „Sie haben Schmerzen, liebe Clarissa, wie leid mir das thut. Soll nicht der Arzt benachrichtigt werden?“

Wie kurz mir immerhin die Zeit zur Beobachtung zugemessen, deutlich nahm ich während weniger Sekunden ein Bild in mir auf, wie ich's noch nie im Leben so scharf in seinen Contrasten gesehen, niemals in der Weise wieder erblicken werde.

Silberweißes, lockiges Haar umwallte in reicher Fülle einen kühn und stolz erhobenen Kopf, der durch seine leichte Biegung nach rückwärts der Gestalt jenen

Ausdruck des Vornehmen und Gebietenden gab, das der hohen, dunkeln Erscheinung so wohl stand und unwillkürlich ein Gefühl von Achtung und Ehrfurcht einflößte. Ihr in Form und Zügen schönes Antlitz war halb verhüllt; eine breite schwarze Binde von Seide verdeckte die Stirn, eine andere umschloß Wangen und Kinn und außerdem war ein schwarzer Kreppschleier um's Haupt geschlungen. Wie bleich und tief eingesunken auch die Wangen waren, sie sowohl wie der feingeschnittene Mund, um den ein erschütternder, dem Herzen wehe thuernder Ausdruck von Schmerz und Resignation lagen, Beides zeigte ein Alter, das doch weit hinter jenen schneeweißen Haaren zurückblieb, ein Alter von sechs- höchstens achtunddreißig Jahren.

Wie die Augen, ließ sich nicht erkennen, Farbe, Glanz und Ausdruck waren verborgen hinter dunkelgrünen, völlig undurchdringlichen Gläsern einer großen, in Gold gefaßten Brille. Die Nase war vom schönsten Schnitt und vermochte nicht durch das große düstre Ungethüm von Brille entstellt zu werden. Indem ich diese grade herrliche Linie sah, besann ich mich vergeblich, wo ich sie schon einmal in gleicher Reinheit gefunden, wo schon einmal ich ein ähnliches, herrliches Profil erblickt. Gleich lebhaft wie diese Frage beschäftigte mich jene: welch hartes Schicksal wohl diese schön geschwungenen Lippen so fest, fast krampfhaft geschlossen, ihnen einen so schmerzlichen Ausdruck gegeben und dem edeln Gesichte so frühzeitig alle Frihe und Rundung genommen?

Lang war mir, wie schon gesagt, die Zeit zur Betrachtung nicht zugemessen, denn nur wenige Sekunden stand die Fremde, eine Antwort abwartend, vor Fräulein Clarissa. Als diese nichts entgegnete, vielmehr in einem finstern, mürrischen Schweigen verharrte, sagte die vor ihr Stehende kalt und höflich:

„Verzeihen Sie, Fräulein von Raven, wenn ich Sie im Bericht Ihrer interessanten Geschichten unterbrochen und — Sie, liebes Fräulein,“ setzte sie mit ruhigem Ernste hinzu, „mögen bei Anhörung dieser Geschichten nicht vergessen, daß es die Erzählungen Fräulein Clarissa's, unserer äußerst phantasievollen Stifteschwester sind.“

Mit flüchtigem Gruße, einem Gruße, wie er nicht schöner von einer Königin gedacht werden kann, die den Vasallen ihres Reiches entwindet, so verließ sie die Zelle. Stumm blieben wir uns, ich und Fräulein Clarissa, längere Zeit gegenüber, dann sprach die Kranke in heftiger Erbitterung:

„O, wie ich sie hasse, diese weiße Gräfin mit ihrem schwarzen Herzen!“

„Weiße Gräfin? — ist's die Gräfin Blanka?“

„Wie, Sie kannten sie nicht, diese scheinheilige Person mit ihrem verummumten Gesichte? — doch wie mag ich nur erst noch fragen! weiß ich doch, daß kein Fremder sie sieht, daß sie die Menschen scheut und gern mit ihrer Schmach und Schande allein sitzt. Nur wenn's Niemand ahnt, dann schiebt sie von jenem verborgenen Winkel aus die Augen der Schwester Beneficia zur Seite und späht in das Gemach.“

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein polnisch-russisches Duell.) Unter den Fremden, die gegenwärtig in Wien verweilen, befindet sich auch eine polnische Familie, ein besorgtes Elternpaar, das den einzigen Sohn so weit als möglich von der Grenze entfernen wollte, deren Ueberstreitung dem Polenjüngling so sehr am Herzen lag, daß er zusehends immer schwermüthiger wurde. Die bekümmerten Eltern sann auf ein geeignetes Mittel, um den jungen Schwärmer seine gefährlichen Freiheitsideen vergessen zu lassen und hielten es endlich für das Beste, ihn in das lustige Treiben der Weltstadt an der Donau zu bringen — und siehe da, das Mittel schlug an, der melancholische Stanislaus fand trotz seiner lebhaften Sympathie für die kämpfenden Brüder an dem Residenzleben Geschmack. Er schloß sich statt der Sturmcolonnen an die Tanzreihen, trank statt des Russenblutes dunkelrothen Wein und schwang anstatt der Sense gar eifrig Messer und Gabel, so daß die Eltern wieder freier aufzuathmen begannen. Da begab es sich, daß Herr Stanislaus eines Abends in dem Gewoge eines Maskenballes zwei elegante junge Damen in idealem Polencostüm traf, die am Arme eines männlichen Dominos im Saale auf- und abspazierten. Sie sehen und sich in das dunkle Lockenhaar der Einen und in den bezaubernd kleinen Fuß der Andern zu verlieben, war eins — denn ein junger Pole ist feurig genug, um sich in zwei hübsche Mädchen zugleich zu verlieben — er tritt zu ihnen und spricht sie polnisch an. Sie antworten nicht. Auf seinen wiederholten Versuch erwidert endlich der Cavalier der beiden Masken: „Mein Herr, selbst wenn meine Begleiterinnen Polnisch sprächen, müßte ich ihnen diese Sprache verbieten.“ — „Warum das, mein Herr?“ — „Weil ich ein Russe bin.“ — Herr Stanislaus kann sich nun nicht enthalten, auf diese Erklärung mit jenem eigenthümlichen polnischen Lieblingsausdruck zu antworten, das im Deutschen ungefähr wie „Hundsblut“ klingen würde. Augenblicklich antwortet der Russe im reinsten Polnisch mit einer ähnlichen Beleidigung; der Pole wird todtensblau vor Wuth und sammelt das Wort „Genugthuung,“ während er zugleich den Arm des

Russen so heftig drückt, daß dieser, einen Schmerzensruf verbeißend, ihm zuflüstert: „Mein Herr, wir können uns hier nicht rausen wie betrunkene Handwerker; wir haben kein Recht, als Fremde in Wien die Bewohner dieser gemüthlichen Stadt durch einen Exzeß zu beleidigen, zudem will ich meinen Cousinsen, die nicht polnisch verstehen, nicht den Abend verderben. Entfernen Sie sich also freundlich grüßend und kommen Sie übermorgen um 7 Uhr früh in das Gehölz hinter dem Lusthause im Prater. Adieu.“

Etwas verlegen über die stramme Haltung seines Gegners verneigt sich der Pole, verläßt die Masken, und da er für den Abend die rechte Stimmung nimmer finden kann, so entfernt er sich bei Zeiten, sucht am nächsten Tage einen Freund auf, der ihn zum Rencontre begleiten soll, und findet sich am Morgen des zweiten Tages mit demselben pünktlich zum Rendezvous hinter dem Lusthause ein, die Waffen im Fiaker zurücklassend. Nicht lange warten die Herren, da fliegt eine zweite Droschke heran, aus derselben steigt ganz allein — eine große, reizende Blondine in einfacher, aber gewählter Toilette, geht direct auf die beiden Herren los und spricht zu dem verbuhten Stanislaus: „Sie sehen, mein Herr, ich bin pünktlich, wollen wir anfangen?“ — Die beiden Polen sehen einander verlegen an, der Sekundant murmelt endlich: „Sie irren, mein Fräulein, es ist ein Herr, den wir erwarten.“ — „Ah bah!“ erwiderte die Dame mit reizendem, aber etwas spöttischem Lächeln, „von mir hat dieser Herr Genugthuung verlangt, und ich werde sie ihm geben. Sie zweifeln noch? Trage ich etwa nicht an meinem Arme noch die Spuren der Hitze, mit welcher Sie Satisfaction begehren?“ Bei diesen Worten streift die Dame den weiten Ärmel ihrer Robe hinauf und zeigt einen Arm, der trotz der blauen Flecke, welche die polnische Uebereilung daran zurückgelassen, von der tadellosten Schönheit war. Sofort fällt der junge Pole auf die Knie und ersucht ihre Verzeihung.

Die schöne Blondine war übrigens durchaus keine Russin, sondern die Tochter eines bedeutenden Wiener Kaufmanns, der ein Exportgeschäft nach Polen und Rußland treibt. Herr Stanislaus nebst seinen Eltern suchte und fand Zutritt in dessen Hause und so haben die polnischen Insurgenten vor der Hand nicht im mindesten Aussicht, den heißblütigen Jüngling demnächst in ihren Reihen zu sehen. —

(Geschichte einer Flasche Rum.) Die verstorbene Kaiserin von Rußland, Gemahlin des Kaisers Nikolaus, welche als deutsche Prinzessin und namentlich als Tochter der sparsamen Königin Louise von Preußen immer ein gewisses Interesse für die Hausaltungsangelegenheiten hegte, erkundigte sich eines Tages nach dem Haushalts-Stat und fand die angesehnte Summe außerordentlich hoch. Sie ließ sich die täglichen Rapporte vorlegen und fand auf dem ersten eine Flasche Rum für den Thronfolger angesezt. Das überraschte sie und reizte ihre Neugierde; sie blätterte weiter und — fand täglich eine Flasche Rum für den Thronfolger. Wie, wäre es möglich? aber nein, es kann nicht sein, nie hatte sie an ihrem jugendlichen Sohne eine solche Vor-

liebe für geistige Getränke bemerkt, wie fiel es ihm nun ein, Tag für Tag eine Flasche Rum zu verlangen? Sie blättert immer weiter zurück in den Büchern, die verhängnißvolle Flasche findet sich schon während der Knabenzahre, ja schon am Tage seiner Geburt täglich angesezt. Unerklärlich! Doch noch ein Blick auf die vorhergehende Seite: schon am Tage vor seiner Geburt. Nun war das Räthsel gelöst, es mußte ein Anderer damit gemeint sein — vielleicht ihr Gemahl. Sie forschte nun unermüdet immer weiter und gelangte endlich bis ins achtzehnte Jahrhundert zurück, wo die Flasche Rum zum erstenmal mit der Randbemerkung notirt war: „wegen heftigen Zahnschmerzes auf Befehl des kaiserlichen Hofmedikus ein Theelöffel voll auf Zucker zu nehmen.“ Also weil Kaiser Alexander I. als Thronfolger wegen Zahnschmerzen einen Theelöffel voll Rum genossen, mußte für alle seine Nachfolger täglich eine Flasche Rum notirt werden! Jetzt wurde der Kaiserin auch vieles Andere klar; sie theilte diese Entdeckung ihrem Gemahl mit, der las und las, rechnete und rechnete. Endlich sagte er mit dem Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung: „Das ist stärker als ich dachte; geht das so fort, so muß ich mein Land verlassen, um meine Tafel zu bestreiten. Dem Dinge muß ich ein Ende machen; ich gebe mich in die Kost.“

Schon am andern Tage existirte keine kaiserliche Küche mehr; von Stunde an übernahm ein Pächter die Beköstigung des ganzen Winterpalais vom Georgensaal bis in die kleinste Zelle und theilte es in Stationen ein. Damit machte sich überall eine große Veränderung bemerklich: der Kaiser behauptete, noch nie so gut gespeist zu haben; der Hof freute sich der angenehmen Unterhaltung, denn man saß der zahlreichen Gänge wegen länger bei Tafel; das Dienpersonal bekam rundere Gesichter, alle Welt war zufrieden — nur nicht der Oberkoch und der Kellermeister. Und dies Alles war die Wirkung der Flasche Rum, wovon Kaiser Alexander I. als Thronfolger einen Theelöffel voll eingenommen hatte. —

(Schnupftabak essende Damen.) So sehr man uns auch die Schönheit und Grazie der Damen der amer. Südstaaten rühmt, so müssen doch auch die eifrigsten Bewunderer dieser süßlichen Reize einen kleinen Schreden bekommen, wenn sie erfahren, daß das Lieblingsnaschwerk der meisten Damen in den amerikanischen Südstaaten — Schnupftabak ist, den sie aber nicht der Nase zu Gute kommen lassen, sondern essen, wirklich essen. In Tennessee, Alabama u. s. w. scheint diese Sitte so einheimisch zu sein, daß sie nothwendig zu der Erziehung des zarten Geschlechtes gehört. Wir sind in die Geheimnisse dieser noblen Passion freilich noch nicht so eingeweiht, daß wir sagen könnten, ob Rappee, Scotch und Maccohy, die gangbarsten Schnupftabaksorten in den Vereinigten Staaten, zu den Schönheitsmitteln, zu den Räschereien oder zum Zeitvertreib gehören, wie die Cigarren etwa oder was die Töchter des sonnigen Südens sonst Entzückendes daran finden. Die Anwendung ist höchst einfach; gewöhnlich wird ein kleiner Holzspan erst angefeuchtet, dann in den pulverisirten Tabak getaucht, der sich daran hängt und dann sofort zwischen die Zähne gebracht, wo der süße Bis-

fen so lange bleibt, bis die ganze Schmachhaftigkeit ausgezogen ist. Eine andere Methode ist die: einen Löffel voll Tabak in ein Stückchen weißen Zeug zu wickeln und es dann tüchtig zu verkauen, als ob ein Stückchen Kaugummi zwischen den Perlenzähnen wäre. Die dritte und einfachste Weise endlich ist die, den Mund damit vollzustopfen und den Tabak grade so zu essen, als ob es Zucker wäre. Man hat anderwärts gar keine Idee, wie diese exzellente Kunst des Schnupstabaknaschens in den reichen und gebildeten Zirkeln der Südstaaten gepflegt und kultiviert wird. Wir wollen nicht grade behaupten, daß alle dortigen Frauen diese Kunst ausüben, es ist aber herkömmlich, daß ein junger Mann, der sich eine reiche Erbin von so und so viel Wollköpfen holen möchte, einen intimen Hausfreund erst im Vertrauen fragt: „Ist der Engel Tabak?“ Aber das Geheimniß kann doch selten dem Freunde entlockt werden, sondern man muß gelegentlich dem schönen Wesen so nahe zu kommen suchen, daß man das Aroma des Aethers schlürfen kann. Aus zuverlässiger Quelle wurde uns gesagt, daß die jungen Pensionnaires des Südens die Wissenschaft des Schnupstabaknaschens schon durch und durch kennen, wenn sie aus den Vorbereitungs-Klassen kommen. Rappee und Maccoby sind unter den „Extra's“ der Boardings- und Pensionsrechnungen angeführt. Vermuthlich bringt jede Schülerin gleich bei dem Eintritt in eine solche Anstalt eine Flasche Schnupstabak mit.

Unter den Entbehrungen und Entfagungen, denen sich die südlischen Ladies seit dem Beginne des amerikanischen Krieges unterwerfen mußten, giebt es nicht leicht etwas, das sie schmerzlicher fühlten als den Mangel an gutem Schnupstabak, der vom Norden her eingeführt wurde. Für Seide und Atlas fanden sie Ersatzmittel, aber Schnupstabak kann ihnen nur der Frieden wieder bringen und so mögen denn von manchen schönen Lippen Friedensgebete zum Himmel steigen.

Wirft dies kein schönes Licht auf die Frauen des Südens, so wissen wir auch ein Geschichtchen über die Herren vom Norden Amerika's zu erzählen, das noch viel weniger erfreulich ist. Vor Kurzem verlor der Zahlmeister Cook von der Unionistenarmee alle zur Besoldung der Truppen bestimmten Gelder, welche er auszahlen sollte, am grünen Tische und da er behauptete, dies könne unmöglich mit rechten Dingen zugehen, wurde eine genaue Untersuchung eingeleitet, welche das Ergebnis lieferte, daß sowohl Cook als jeder andere Fremde, welcher in dem einen Spielzimmer spielte, auf jeden Fall verlieren mußte. Die Wände und die Decke des Zimmers waren nämlich mit Tapeten bekleidet, deren Zeichnung aus lauter kleinen Sternen bestand. In der Decke war hie und da durch den Mittelpunkt eines Sternes ein Loch gebohrt und in dem über dem Spielsalon befindlichen Zimmer lag auf einer Matratze ein Gehülfe, welcher durch diese Löcher genau in die Karten der Spielenden sehen und mittelst einer telegraphischen Signalmaschine, deren Drähte durch die Mauer und den Fußboden des Spielzimmers liefen, dem Spieler von Profession durch leise Schläge auf den Stiefel oder Pantoffel genau die Karten des Opfers, das „gesicherten“ werden sollte, angeben konnte. —

F.

(Ein humoristischer Selbstmörder.) Vor Kurzem erschloß sich in der Nähe von Hamburg ein aus Berlin gebürtiger Maler, der seit einiger Zeit in der Hansestadt als Retoucheur bei einem Photographen gearbeitet hatte. Am Tage vor seinem Tode schrieb er an seine in Berlin lebende Frau in höchst humoristischer Weise, er werde am folgenden Tage nicht mehr unter den Lebenden sein, sie solle aber keine Thräne um ihn vergießen, denn dies würde um so thörichter sein, da er sie ebenso wenig betrauern werde, falls sie sich entschließen könne, ihrem Leben ein schnelles Ende zu machen. Die Gattin beherzigte diese Worte denn auch, schrieb dann an die Hamburger Behörde, indem sie den Brief ihres Mannes beilegte und ersuchte dieselbe, ihr baldmöglichst anzuzeigen, ob ihr Mann den beabsichtigten Selbstmord genau zu der Zeit und in der Art, wie er angegeben, ausgeführt habe, damit „sie sich dann in das Unvermeidliche fügen könne.“

F.

(Weiblicher Edelsinn.) Sir Edward B., der Sohn eines reichen Grundbesitzers der Grafschaft Cornwallis, brachte diesen Winter einige Monate in Paris zu. Sein größtes Vergnügen bestand darin, wenn es nicht regnete, auf der Imperiale irgend eines Omnibus durch die Stadt zu fahren und von seinem lustigen Sitze herab das ungeheure Menschengewühl in den Straßen zu beobachten. Bei einer solchen Fahrt war ihm der äußerst appetitlich und sauber gehaltene Laden einer Metzgerin ins Auge gefallen, deren Firma den Namen „Wittwe H.“ trug. Er besah sich den Laden und dessen Besitzerin näher und die junge Frau gefiel ihm so sehr, daß er Tag und Nacht den Gedanken an sie nicht los werden konnte. Er beschloß, sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen und erfuhr Folgendes.

Karl H., ein wohlhabender Metzger, hatte vor vierzehn Jahren die Tochter eines Viehzüchters aus der Umgegend von Caudebec geheirathet, welche eine für ihren Stand sehr gute Erziehung genossen hatte. Der Drang schnell reich zu werden, hatte ihn bestimmt, sich in bedeutende Schlachtvieh-Speculationen einzulassen, die aber mißlangten, so daß er bald in der Lage war, seine Insolvenz anzeigen zu müssen. Der Gram über sein Unglück warf ihn aufs Krankenlager und er starb mit Hinterlassung eines Deficits von 60,000 Francs.

Die Wittwe, deren Mitgift ebenfalls mit verspeculirt worden war, hätte mit ihrem kleinen Knaben zu ihrem Vater zurückkehren können, allein sie faßte ihre Rolle anders auf. Zu stolz, um von ihrem Vater, der ihr eine gute Aussteuer gegeben hatte und mehr Kinder besaß, eine Unterstützung zu erbitten, und von dem Wunsche befeelt, die Ehre ihres verstorbenen Gatten wieder herzustellen, entschloß sie sich, auf eigene Hand einen Metzgerladen zu eröffnen und dieses Geschäft selbst zu führen.

Nach zehn Jahren rubiger Thätigkeit und weiser Sparsamkeit hatte sie den ersauenten Gläubigern ihres Gatten eine Abschlagszahlung von 18,000 Francs gemacht, und sie war entschlossen, nicht zu rasten und zu ruhen, bis sie die ganze Schuld getilgt haben würde. In diesem Augenblicke war es, daß Sir Edward B. sie gesehen und alles Vorstehende erfahren hatte.

Der Schluß der Geschichte ist uns schwer zu errathen. Sir Edward hat die Wittve kürzlich geheirathet, allerdings ein wenig aus britischer Sonderlingslaune, doch auch wesentlich deshalb, weil der edle Charakter der Frau seine Bewunderung erweckt und nebenbei ihre liebenswürdige Persönlichkeit einen höchst angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte, kurz Alles ihm eine glückliche Ehe verhieß. Daß der reiche Baronet die Schulden des ersten Gatten bezahlt hat, versteht sich wohl von selbst, und das glückliche Paar hat bereits seit mehreren Wochen das geräuschvolle Paris mit dem friedlichen Stammschloße Sir Edwards vertauscht.

(Ein edler Jung.) Ein amerikanisches Journal erzählt folgende Geschichte.

Vor mehreren Jahren schiffte sich ein junger Mann auf dem Dampfer „Lake Erie“ nach Buffalo ein. Sein ganzes Gepäck bestand in einem Nachtsack, sein ganzes Vermögen in einem sehr gewinnenden Neufurn, und das war eine gar nicht zu verachtende Hilfsquelle, denn seinem intelligenten Gesicht hatte er es zu verdanken, daß er schon auf seinen ersten Schritten den Stützpunkt fand, den Archimedes verlangte, um die Welt aus den Angeln zu heben.

Der fragliche junge Mann hieß Christy. Nachdem er sein Fahrgehalt bezahlt, blieb ihm kaum noch ein Dollar übrig. Während der Fahrt jedoch hatte ihn der Kapitain bemerkt und Gefallen an ihm gefunden, was denselben bewog, sich nach seinen Zukunftsplänen zu erkundigen. Christy entgegnete, er sei ein wenig Schauspieler und gedanke Vorstellungen zu geben, wenn er etwas Geld erhielte, um ein passendes Lokal mietzen zu können. Der Kapitain interessirte sich für dieses Project des hübschen jungen Mannes und fragte ihn, welche Summe er wohl brauchen würde, um anzufangen zu können.

„Etwa zwanzig Dollars,“ antwortete der angehende Mime.

„Nicht mehr?“

„Nein.“

„Gut, Sie sollen sie haben. Wenn Sie reussiren, geben Sie sie mir gelegentlich zurück, wenn nicht, machen Sie sich keine Sorge deshalb, ich werde Sie nicht mahnen.“

Mehrere Jahre vergingen. Christy reiste von Stadt zu Stadt durch ganz Amerika und nahm endlich seinen dauernden Aufenthalt in Newyork, wo er brillantere Geschäfte machte, als er es sich je hätte träumen lassen.

Zu derselben Zeit verlor der Kapitain Folger, der hochherzige Freund, den Christy an Bord des „Lake Erie“ gefunden, Alles was er besaß und kam ebenfalls nach Newyork, um sich einen Commandoposten zu suchen, doch ohne Geld, ohne Freunde, ohne Empfehlung, wie er war, wollte es ihm nicht gelingen, eine Stelle zu finden und er begann schon alle Hoffnung aufzugeben. Traurig und niedergedrückt schlenderte er eines Tages auf den Trottoirs des Broadway dahin, als ihn plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte. Er wendete sich um, erkannte aber den Herrn, der so ungenirt mit ihm verfuhr, nicht sogleich.

Christy, denn er war es, half ihm auf die Spur und fragte ihn, wie es ihm ginge. Der Kapitain antwortete, daß er nach Newyork gekommen sei, um sich eine Anstellung zu suchen, aber noch keine habe finden können.

„Warum kaufen Sie nicht ein Schiff für eigene Rechnung?“ versetzte Christy.

„Aus einem sehr einfachen Grunde: weil ich kein Geld habe.“

„Das ist ein schlechter Grund; hatte ich Geld, als ich nach Buffalo ging? Wieviel kostet so ein Schiff?“

„Ungefähr 20,000 Dollars.“

„Gut, Herr Kapitain, Sie haben mir einst 20 Dollars geliehen, um mich etabliren zu können, jetzt werde ich Ihnen 20,000 leihen und Ihnen dabei noch immer verpflichtet bleiben. Reussiren Sie, so theilen wir den Gewinn, abzüglich Ihrer Kapitaingage; andernfalls erkläre ich mich im voraus für bezahlt.“

Gesagt gethan. Kapitain Folger kaufte für 18,000 Dollars, welche Christy in klingender Münze bezahlte, ein hübsches Schiff, die „Bandalia“ genannt und beide Männer sind bis auf den heutigen Tag die besten Freunde geblieben.

(Noch eine Diamantengeschichte.) Am Abend nach der Schlacht bei Waterloo kehrte der französische General Graf von Ransouty erschöpft und blutend in sein Hauptquartier zurück. Ehe er seine Wunden verbinden ließ, wollte er sich überzeugen, ob er noch den schönen Saphir hätte, den ihm seine in der Ferne weilende Braut gegeben. Wehe, der Ring war der tapfern Hand entglitten, das Liebesjuwel verloren! Diese Entdeckung machte dem jugendlichen General mehr Kummer, als wenn man ihm angekündigt hätte, daß er tödtlich verwundet sei. Er läßt seinen Adjutanten rufen und sagt zu ihm:

„Herr Kapitain, ich muß eine Bitte an Sie richten, die eigentlich sinnlos ist, aber ich bin so unglücklich, daß Sie sich gewiß nicht weigern werden, mich durch einige Anstrengungen in meiner Verzweiflung über den erlittenen Verlust zu trösten. Ich habe auf dem Schlachtfelde einen Ring verloren, einen Saphir, der mir theurer ist als mein Leben.“

„Und Sie wollen, daß ich versuchen soll ihn wiederzufinden? Ich verstehe Sie, verlassen Sie sich darauf, es soll geschehen was möglich ist.“

Der Kapitain nahm zwanzig seiner besten Leute und erklärte ihnen, um was es sich handelte.

„Aber wo sollen wir das Ding suchen?“ rief ein nicht eben sentimentaler alter Sergeant.

„Da wo Ihr die meisten todtten Engländer findet, dort hat der General sich geschlagen. Vorwärts, marsch!“

Nach zwei Stunden kehrte die kleine Truppe zurück. Auf einer Wiese unweit der Meierei Quatre-Vents hatte ein Trompeter den Ring wunderbarer Weise mitten in einem Haufen von Leichen, aufgewühlter blutiger Erde und zerbrochener Waffen glänzen sehen und ihn triumphirend aufgehoben. So unglaublich dies klingt, ist es doch buchstäblich wahr, und der Ring befindet sich noch heute im Besiß der Familie Ransouty.